Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 8. 8. 1937 | Nr. 32

Auf den Spuren der Ahnen.

Biskupin — eine Moorsiedlung der frühen Eisenzeit.

Der Name des Dorfes Biskupin ist seit dem Jahre 1933 in der archäologischen Wissenschaft ein Begriff geworden. Heute trägt dieses Dorf, das im nördlichen Großpolen, in unmittelbarer Nähe der Kreisstadt Znin liegt, das Zeichen der Dörfer Westpolens, in denen deutsche und polnische Bauern auf ihrer Scholle friedlich den Pflug führen.

Die beschauliche Einsamkeit dieser an Seen reichen Gegend konnte in früheren Jahren nicht einmal durch die Erinnerung daran gestört werden, daß Znin ein uralter Bischofssitz mit einem sehenswerten backsteingotischen Dom war: Vergangenheit hat in diesen weltfremden, abgelegenen Gegenden über die Geschichte den Schleier der Vergessenheit gebreitet. Dann aber kam der Spaten der Archäologen, der in der Moor- und Sumpflandschaft durch Jahrhunderte und Jahrtausende stieß, und eine Zeit entdeckte, die für uns interessanter und aufschlußreicher ist als die Zeit der bischöflichen Residenz von Znin.

Schon immer hat es diese merkwürdig vorstoßende Halbinsel im See von Biskupin gegeben, an dessen Ufer das Schilf von Jahr zu Jahr fußbreit nach der Mitte des Sees vordringt. Niemand ahnte, daß diese Halbinsel die Reste einer vorhistorischen Siedlung birgt, wie sie besser in Polen, ja in Europa noch nicht gefunden worden ist. Der Ortslehrer von Biskupin entdeckte an einem Herbstabend im Jahre 1933 auf einem seiner Spaziergänge um die Halbinsel merkwürdig gleichmäßig aus dem Wasser aufragende Baumstämme, die Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand aufwiesen. Er benachrichtigte den in Kreisen der europäischen Wissenschaft bekannten Prähistoriker Prof. Kostrzewski von der Universität Posen, der an Ort und Stelle feststellen konnte, daß im Moor versteckt die Reste einer vollständigen Siedlung aus dem 7. bis 4. Jahrhundert ruhen, also einer Siedlung aus der frühen Eisenzeit. Schon die ersten, in kleinerem Umfang durchgeführten Grabungen im Jahre 1934 lieferten den unwiderlegbaren Beweis, daß es sich bei dieser Moorsiedlung der Vorgeschichte um eine Siedlung der Lausitzer Kultur handelt. Diese Feststellung wirft ein neues Licht in die vorgeschichtliche Zeit des heutigen Westpolen und hilft den Schleier lüften über Geheimnisse, die in den folgenden Jahrhunderten und Jahrtausenden den geschichtlichen Konfliktstoff und damit den Streit um Besitzrechte zweier Völker heraufbeschworen haben. Derartige, der Lausitzer Kultur angehörende Siedlungen sind im nördlichen Großpolen mehrfach, und zwar in Samter, Wongrowitz, im sagenumwobenen Kruschwitz usw. bekannt geworden. Keine der früher gefundenen Reste der Siedlungen der Lausitzer Kultur in Westpolen gab aber ein so vollständiges und fast lückenloses Bild, wie die jetzt teilweise ausgegrabene Moorsiedlung von Biskupin. Die germanische (deutsche) vorgeschichtliche Forschung ist demzufolge in gleich starkem Maße an den Ergebnissen der Ausgrabungen von Biskupin interessiert, wie die slawische (polnische), weil jede von politischer Willfährigkeit freie Wissenschaft hier besondere Bausteine für das zukünftige Zusammenleben beider Völker liefern kann. Aus dieser Erkenntnis heraus muß es befremden, wenn Prof. Kostrzewski in seinen Verlautbarungen über die Ausgrabungen von Biskupin das Volk der Lausitzer Kultur als „wahrscheinlich urslawische Bauernbevölkerung" bezeichnet. Mit dieser These, für welche der Beewis schwer fallen dürfte, dient Prof. Kostrzewski mehr einem anderen, als dem wissenschaftlichen Zweck.

Lassen wir zunächst die These eines polnischen Forschers — wir betrachten lieber die vom Moor geschwärzten und wundervoll erhaltenen Stämme der früheisenzeitlichen Moorsiedlung von Biskupin, die den Grundriß der Blockhäuser und der Straßen mit seltener Klarheit zeigen. Der Spaten des Forschers hat von dieser, die ganze Halbinsel (25 000 m²) erfassenden Siedlung erst etwa 6000 Quadratmeter freigelegt, und dennoch erhält man schon jetzt ein genaues Bild dieser prähistorischen Siedlung mit ihrem Häuserbau, ihrer Verteidigungseinrichtung, Haus-, Wirtschafts- und Sozialstruktur. Die Ausgrabungsarbeiten werden etwa noch fünf Jahre in Anspruch nehmen. Man muß der Ausgrabungsleitung das Zeugnis ausstellen, daß sie ihre verantwortungsvolle Arbeit sorgfältig und peinlich genau durchführt.

Fernste Zeiten sprechen.

Irgend etwas muß dieses Volk der Lausitzer Kultur bewogen haben, ihre Siedlung auf dieser moorigen, ungesunden, sicherlich von Sumpfungeziefer und Insekten geplagten Halbinsel des Biskupiner Sees anzulegen. Die Furcht vor feindlichen Überfällen der von Osten und Nordosten hereindrängenden andersgearteten Völker hat diese von drei Seiten vom Wasser geschützte Lage aussuchen helfen. Trotzdem wurde die Halbinsel noch von allen Seiten von einem anscheinend fast 3 Meter hohen, mit Erde ausgefüllten Holzwall befestigt. Ansehnliche, noch bis 1 Meter hohe Reste zweier solcher Holzerdwälle und Spuren eines dritten sind im nordöstlichen Teil der Halbinsel ausgegraben worden. Im südlichen Teil hat sich sogar als Rest der ursprünglichen Befestigungsanlage, die den Zutritt zu der Festung von der Landseite abschloß, bis heute ein deutlich sichtbarer Erdwall erhalten. Als Schutz gegen den Wellenschlag wurde das Seeufer durch waagerecht liegende Balken befestigt, die durch mehrere Lagen mächtiger, schräg eingerammter Pfähle in ihrer Lage festgehalten wurden — das waren die Wellenbrecher. Innerhalb dieser Umfriedung war nach einem wohldurchdachten, einheitlichen Plan die Siedlung erbaut, die etwa 80 bis 100 Hütten gezählt haben muß. Zwölf von Osten nach Westen parallel laufende Straßen (bisher sind sechs Straßen ausgegraben) mündeten an den Seiten in die halbkreisförmig am Ufer entlang laufende Ringstraße, die nach außen hin vom Holzerdwall abgeschlossen wurde. Querstraßen und Ringstraße waren mit Eichenbohlen ausgelegt. Im Laufe der Jahre muß die Siedlung jedoch immer tiefer in das Moor eingesunken sein. Die Bewohner waren daher gezwungen, Straßen und das Innere der Hütten zu erhöhen, indem neue Bohlenschichten auf die alten aufgelegt wurden. Um die Verteidigungsmöglichkeit der Siedlung zu erhöhen, waren alle Hütteneingänge der mit den Giebeln aneinanderstoßenden Häuser nach [illegible] zu gerichtet. Jeder Feind war demzufolge bei einem Überfall auf die Siedlung gezwungen, Straßenreihe für Straßenreihe besonders zu erobern. Alle Häuser waren im Pfostenbau errichtet. Die auf einer Unterlage von Birkenholz ruhenden, aus Eichen- oder Kiefernstämmen hergestellten Fußböden waren, ebenso wie die Herde, von einer Lehmschicht überdeckt. Die meisten Häuser waren zweiräumig und bestanden aus einem Hauptraum, mit einem stets rechts vom Eingang liegenden, meist runden Steinherd und einem die ganze Breitseite einnehmenden Vorraum. Nur in einzelnen Fällen hat man durch Abtrennung einer Kammer vom Hauptzimmer eine dreiräumige Wohnung geschaffen.

Gotenzug.

Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt: wir sind die letzten Goten!
Wir tragen keine Schätze mit — wir tragen einen Toten.
Mit Schild an Schild und Speer an Speer wir ziehn nach Nordlands Winden,
Bis wir im fernsten grauen Meer die Insel Thule finden.
Das soll der Treue Insel sein: dort gilt noch Eid und Ehre;
Dort senken wir den König ein im Sarg der Eichenspeere.
Wir kommen her — gebt Raum dem Schritt — aus Romas falschen Toren,
Wir tragen nur den König mit: — die Krone ging verloren

Felix Dahn.

Diese Bewohner der frühen Eisenzeit hatten, in Erkenntnis der Tatsache, daß ihre Werkzeuge und Hilfsmittel noch sehr einfach waren, eine ganz besondere Geschicklichkeit im Bearbeiten der Holzstämme. Man steht mit Bewunderung vor diesen Holzfundamenten, die das Moor jahrtausendelang konserviert hat. Den gleichen günstigen Bedingungen ist es zu verdanken, daß viele Gegenstände erhalten blieben und Rückschlüsse auf die materielle und soziale Struktur ermöglichen. In der Ecke eines Wohnraumes fand man z. B. den Unterteil eines Familienbettes (drei Bohlen mit darin eingesetzten vierkantigen Stücken für die Plattform). In den Häusern sind unzählig viele Bruchstücke von Tongefäßen gefunden worden, die fast immer zusammengesetzt werden konnten und die typische Ornamentik der Lausitzer Kultur aufweisen. Man fand ferner ebenso zahlreiche Geräte aus Eisen, Horn, Knochen, Stein, Lehm und Holz, ferner Schmucksachen aus Eisen, Bronze, Glas und Bernstein. Zu den wertvollsten Funden gehört ein hölzernes Scheibenrad von südlichem Typ mit viereckiger Öffnung für die Achse, eine eichene Wagenachse und ein geflochtenes Holzgitter, das wahrscheinlich als Haustür diente. Funde von Getreidekörnern (Weizen, Gerste und Hirse) sowie Leinenfasern weisen auf eine Bauernbevölkerung hin, die neben der Landwirtschaft wohl auch mancherlei Gewerbe ausübte, wie Weberei, Bronzegießerei, Stellmacherei, Töpferkunst, Schmiedekunst usw. Ob die vorgefundenen Tongefäße sämtlich aus der eigenen Handfertigkeit der Siedlungsbewohner stammen oder vielfach im Tauschhandel erworben wurden, wird erst noch einwandfrei festgestellt werden müssen. Daß Tauschhandel mit fremden Völkerstämmen geübt wurde, beweisen u. a. die Schmuckstücke aus Glas. Das Vorhandensein einer Bronzegießerei in der Moorfestung wird durch Funde von tönernen Gußformen zur Herstellung von Halsringen, Nadeln usw. bewiesen.

Die Viehzucht muß für die Bewohner der Siedlung von ganz besonderer Bedeutung gewesen sein. Der hohe Prozentsatz der gefundenen Haustierknochen unter dem in der Siedlung gefundenen Knochenmaterial beweist dies.

Die materiellen Zeugen der Vergangenheit eines Volkes sind stumm. Um ihr geschichtliches und vorgeschichtliches Zeugnis zu verstehen, muß man sie deuten können. Was sagen diese in Biskupin gefundenen stummen Zeugen einer fernen Vergangenheit? Geben sie auf jede Frage Antwort? Sie verraten uns wohl manche Eigenarten des Volkes aus der frühen Eisenzeit — aber geben sie uns restlose Aufklärung über die Sozialstruktur der Siedler von Biskupin? Man kann wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Haus und Einrichtung und lebendes Inventar Eigentum jeder in einem Hause wohnenden Familie gewesen ist. Darüber hinaus muß das Prinzip der Gemeinschaftsarbeit schon mit Rücksicht auf die ständig wiederkehrenden Reparaturen an Holzstraßen und Holzerdwall bestanden haben. Daneben bahnte sich die Arbeitsteilung an in Form bestimmter qualifizierter Handwerker. Wenn auch der materielle Besitzunterschied zwischen den Bewohnern nicht allzu groß war, so war er zweifellos vorhanden. Die aus Ägypten stammenden Halsketten aus blauem Glas, die nur in einzelnen Häusern gefunden wurden, sind schließlich auch ein Beweis für die vorhandenen Unterschiede des damaligen „Wohlstandes".

Klänge der Edda ...

Welche Schicksale mag wohl diese alte Siedlung der Lausitzer Kultur im heutigen Westpolen erlebt haben? Sind ihre Bewohner von den aus dem Osten herandrängenden Völkern eines Tages doch überwältigt worden? Brandspuren am äußeren Holzerdwall und an den dem Wall nächstliegenden Häusern würde eine solche Annahme rechtfertigen. Die zusammenhängenden Häuserreihen konnte aber schließlich bei den offenen Steinherden eine Brandgefahr nicht immer ausschließen. Anzunehmen ist, daß der Wasserspiegel des Sees sich im Lauf der Jahre ständig hob. Schließlich halfen auch nichts mehr die immer neue Bohlenauflage der Straßen und der Fußböden. Dann kam einmal der Tag, da die Bewohner — nach wieviel Generationen wohl? — dem Wasser nachgebend die Siedlung verließen. Sie ließen alles stehen und liegen, die Häuser sanken in den Morast. In den folgenden Jahrzehnten verfaulten die oberen Teile, die Grundmauern der Blockhäuser aber hat der moorige Boden in wunderbarer Weise konserviert und sie uns bis heute so tadellos erhalten.

Spätere Jahrhunderte, besonders innerhalb unserer Zeitrechnung haben andere meist slawische Völker auf diese Halbinsel gebracht. Sie bauten hier auf dem inzwischen fester gewordenen Boden ihre Hütten. Die Ausgrabungen in Biskupin haben drei solcher Schichten ergeben.

Uns interessieren hier nicht die späteren Erben, sondern die Urbewohner dieser Halbinsel. Wir fühlen uns ihnen artverwandt, besonders, wenn wir vernehmen, daß sie ihre Toten über den See auf die andere Uferseite brachten, dort verbrannten und dann in Urnen beisetzten. Die Totenfeier der altgermanischen Edda tritt in Erinnerung, da die Germanen ihre Toten nachts bei Fackelschein über das nachtdunkle Wasser brachten — und dann beisetzten.

War es nicht ebenso vor 2500 Jahren in Biskupin?

Die Bäume auf dem Totenhügel dieses Lausitzer Volkes auf dem gegenüberliegenden Ufer der heutigen Ausgrabungen rauschen im Winde — aber sie geben keine Antwort.

Der Spaten des Forschers dringt inzwischen tiefer und tiefer in die Geheimnisse der Vergangenheit.

Mag er die restlose Wahrheit über die Urherren von Westpolen bringen — zum Nutzen zweier Nachbarvölker.

Volker.

Stuttgart,

die Stadt der auslanddeutschen Jugend.

Stuttgart, die Stadt der Auslanddeutschen, soll nach den Worten ihres Oberbürgermeisters, „den Millionen deutscher Volksgenossen in aller Welt in alle Zukunft Symbol ihres Elternhauses, Symbol der deutschen Heimat sein." Seit vielen Jahren schon, seit das Deutsche Auslandinstitut in Stuttgarts Mauern errichtet wurde, hat sich die schwäbische Hauptstadt auf diese große Aufgabe eingestellt. Mit verstärkter Kraft natürlich, seitdem der nationale Umschwung im Reich nicht nur die Zusammengehörigkeitsbande vom Reich zu den auslanddeutschen Gruppen in aller Welt neu geknüpft, sondern auch bei den Auslanddeutschen das Volkstumsgefühl neu belebt hat.

Stuttgart will mehr und mehr die Stadt der auslanddeutschen Jugend werden. Es bietet ihr reiche Gelegenheit zur beruflichen und wissenschaftlichen Bildung. Das ob seiner Gründlichkeit von je bekannte schwäbische Schulwesen hat in Stuttgart ein Zentrum seltener Vielfältigkeit. Eine Technische Hochschule, eine Höhere Bauschule, eine Handelsschule, eine Hochschule für Musik, eine Kunstgewerbeschule und eine Akademie der bildenden Künste, die Maschinenbauschule in Eßlingen und die landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim, die Fachschule für das graphische Gewerbe, Frauenarbeits- und Hauswirtschaftsschulen geben Ausbildungsmöglichkeiten für fast jeden Beruf.

Für die besonderen Bedürfnisse der Auslanddeutschen ist die seit Jahresfrist bestehende Deutsche Burse bestimmt, die auslanddeutsche Studierende der Technischen Hochschule aufnimmt. Das Deutsche Volksheim nimmt auslanddeutsche Handwerker und Kaufleute auf und bietet vor allem Minderbemittelten ein Heim. Im Auslanddeutschen Mädchenheim finden auslanddeutsche Mädchen eine hübsche Unterkunft und können in der damit verbundenen Hauswirtschaftsschule, Frauenarbeitsschule, Säuglings- und Krankenpflegestation sich auf ihren künftigen Beruf als Frau und Mutter vorbereiten. Zur Vorbereitung auf andere weibliche Berufe dient das von der NS-Frauenschaft betreute Auslanddeutsche Frauenheim. Schließlich ist seit kurzem zu diesen Einrichtungen noch das Heim für deutsche Rückwanderer gekommen, das Auslanddeutschen, die wieder nach Deutschland zurückwollen, den wirtschaftlichen und seelischen Anschluß an die Heimat erleichtern will. Alle diese Einrichtungen sollen der auslanddeutschen Jugend nicht nur die Möglichkeit geben, sich mit dem hohen kulturellen Stand ihrer alten Heimat vertraut zu machen und sie befähigen, ihn in alle Welt hinauszutragen, sie sollen ihr auch das Gefühl geben, daß die alte Heimat mit ihren Volksgenossen, die deutsche Wanderlust vor Jahrhunderten hinausgetrieben hat, sich stets verbunden fühlt und sich der großen kulturellen Einheit des ganzen deutschen Volkstums bewußt ist.

Segen der Stille.

Zu tiefem Freundschaftsbunde
Im ersten Dämmerschein
Tritt nun zu guter Stunde
Die Stille bei mir ein.

Und wie wir uns im Schweigen
Nur inniger versteh'n,
Die Sterne still sich neigen,
Um unser Licht zu seh'n.

Ein Feuer ist entzündet,
Es brennt in heil'ger Glut.
Die Stille, fest begründet,
In meiner Seele ruht.

Carl Lange

Ordensburg Balga — ein deutsches Schicksal.

Von **Werner Fuchs-Hartmann.**

Zwei Strömungen sind es, die in ständig wechselnder Bedeutung das deutsche Leben durchziehen und weit zurück in unserer geschichtlichen Entwicklung zu verfolgen sind. Das ist einerseits der Drang nach dem Süden, das Bedürfnis nach einer Anregung durch ältere Kulturen — andererseits die Durchdringung des Ostens.

Beide Strömungen nehmen ihren Ursprung aus dem faustischen Problem der deutschen Seele: jenem schicksalhaften Dienen zweier einander widerstrebender Ideale — eine Tragik, die sich uns besonders eindringlich in Blüte und Zerfall der deutschen Ordensritterschaft offenbart.

Lange schwankte die Entscheidung zwischen Süd und Ost. Erst als der Sitz des Hochmeisters nach dem endgültigen Verzicht auf Kreuzzüge von Venedig nach der Marienburg verlegt wurde und die Herrschaft des alten Reiches der Salier und Staufen zugrunde ging, war der Schwerpunkt endgültig nach dem Osten gewandert. Und da sah man denn mit Staunen und zaghaftem Hoffen — ohne jede Verbindung mit dem Mutterland — eine deutsche Kolonie entstehen, die in wunderbarem Entwicklungsgang dazu ausersehen war, die Wiege eines neuen Reichs zu werden.

Alle Stände des Volkes, der Adel wie der Bürger und Bauer, haben an diesem Werk ihren Anteil gehabt. Vornehmlich aus den niedersächsisch-westfälischen Landschaften zogen Kaufleute und Gewerbetreibende in das Land jenseits der Weichsel. Noch größer war die Zahl der Bauern, deren Fleiß die Fluren in blühendes Ackerland verwandelte. Die Organisation des Ordens wurde bald zu einem politischen Gebilde, und kaum je zuvor vielleicht hat es einen solchen rein und folgerichtig durchgeführten Beamtenstaat gegeben wie hier im Preußen der alten Ritterschaft.

Die Errichtung von Ordensburgen folgte dem Zug der Besiedelung, die sich ihrerseits an die Wasserstraßen hielt, also von Thorn abwärts der Weichsel beginnend. Von diesen Punkten aus stießen dann die Ritter weiter in das Innere des Landes vor.

Eine der ältesten steinernen Burgen ist B a l g a. Auf einer Halbinsel des Frischen Haff ragt sie, heute Ruine, auf hohem Ufervorsprung weit ins Land hinaus Schon vorher hatte an ihrer Stelle eine Feste gestanden, die das Haff und seine Verkehrsstraßen beherrschte. Erst jetzt aber gewann sie ihre noch heute in den Grundrissen erkennbare Gestalt. Balga wurde von den Hochmeistern des Ordens für eine so wichtige Befestigung angesehen, daß sie bald Sitz eines Komturs wurde, dessen Verwaltungsbezirke bis über Johannisburg hinausreichten.

Die von Balga und den anderen Burgen erhalten gebliebenen Reste lassen deutlich erkennen, daß man nach einheitlichen Grundsätzen baute. Der deutsche Burgenbau pflegte sich sonst in der Grundrißgestaltung genau dem Gelände anzupassen, woraus sich oft eine große Zerrissenheit der Gebäudegruppen ergab Da man aber mit Rücksicht auf das klösterliche Zusammenleben eine Geschlossenheit der Raumordnung erzielen mußte, ging man von den ursprünglichen Richtlinien ab und entschied sich bei den künftigen Burgenbauten für regelmäßige, meist rechteckige Anlagen.

So haben wir auch in der Ordensburg Balga einen fast rechtwinkligen Hof, um den sich eine geschlossene Masse von Bauwerken schloß. Man hat dabei sogar auf manche Vorteile, die das Gelände bietet, verzichtet und statt dessen lieber eine Sicherheit in der Tiefe und Breite der gemauerten Gräben und in der Dicke und Höhe der Außenmauern gesucht. Auf diese Weise entstanden wie in Balga so auch überhaupt jene gewaltigen Schlösser, die zwar nicht den malerischen Reiz der unregelmäßig auf unebenem Gelände sich aufbauenden, alten deutschen Festungsanlagen haben, aber doch durch die eindrucksvolle Wucht ihrer die Landschaft weithin beherrschenden regelmäßigen Masse einen überwältigenden Eindruck schufen.

In den ersten Jahren der Ausbreitung hat sich der Orden in einem Lande, das bis dahin keinen Steinbau kannte, allerdings mit Holz- und Erdwerken behelfen müssen. Aber dank dem hervorragenden Organisationstalent der Führer konnte doch schon früher, als man es in Anbetracht der immer noch bedrohlichen Lage und der mühseligen Beschaffung des Baumaterials angenommen hatte, mit der Aufführung von steinernen Befestigungen begonnen werden. Balga ist eines der ersten und deshalb aufschlußreichsten Beispiele für den Aufschwung der baulichen Entwicklung.

Wie sah nun eigentlich Balga und überhaupt eine Ordensburg aus? Der schöpferische Geist der Ordensbaukunst offenbart eine besondere Sorgfalt aller handwerklichen Leistungen. Man war jeder Zwangslage gewachsen und von einer Erfindungsgabe, die es verstand, auch den unzulänglichsten Mitteln das Beste abzugewinnen und sie durch künstlerische Auswertung zu veredeln. Man arbeitete mit glasierten, farbigen Ziegeln und liebte es, die meist tief rot gehaltenen und von weißen Putzblenden unterbrochenen Mauern mit schwarzen Steinornamenten zu beleben. Portale und Fenster erhielten für gewöhnlich einen Rahmen aus gelb oder grün glasierten Ziegeln.

Gern benutzte man auch farbige Buchstabensteine, mit denen man den Wänden fromme Sprüche einfügte oder eine Inschrift gab, die Auskünfte über die Erbauung der Burg vermittelte.

Bei der weitgehenden Übereinstimmung der Ordensschlösser untereinander, wenigstens in ihrer äußeren Erscheinung, zog sich einst überall um die geschlossene Masse des viereckigen Hofschlosses mit den kräftig betonten Ecken die mit einem Wehrgang gekrönte Außenmauer. Wenn es sich, wie bei Balga, um eine besonders starke Burganlage handelte, lagen vor den Mauern zwei Gräben, von denen aber nur der eine, und zwar der äußere, fließendes Wasser hatte. Einen besonderen Reiz erhielt Balga durch seinen noch heute erhaltenen Burgfried, den die meisten Burgen in ihrer jetzigen Gestalt nicht mehr aufweisen. Selbst die wiederaufgebaute Marienburg besitzt ihn nicht. Dieser Turm, der mit seiner ansehnlichen Höhe früher noch über die jetzt nicht mehr bestehenden Dächer des Hauptschlosses geragt hatte, diente als letzte Zuflucht, wohin man sich in der Not zurückzog, wenn der Feind etwa schon in die Burg eingedrungen war.

Lange Zeit galt Balga als die widerstandsfähigste Burg der Deutschherren. Viele Jahre hatte sie allen feindlichen Anstürmen Trotz bieten können. Erst als der Orden zerfiel und man die Mauern der Feste dem Wind und Wetter preisgab wurde der einst so stolze Bau — zumal man die Granitblöcke im 18. Jahrhundert nach Pillau schaffte — bald eine wehrlose Ruine.

Noch heute kann man den Turm besteigen, von dem man einen schönen Ausblick auf das Haff und das fruchtbare Hinterland hat. Dabei sollten wir dann auch jener kraftvollen und ritterlichen Geschlechter gedenken, die hier gewirkt haben, aber untergehen mußten, weil sie sich und ihrer Vergangenheit untreu wurden.

Nächtliches Wandern.

Der Stern, der uns betrachtet,
Als wir uns recht erkannt,
Steht wieder, nun es nachtet,
Hoch über Wald und Land.

Der Wind, der sich erhoben,
Als mich dein Schreiten trug,
Stimmt wieder Lied und Loben
In seinen leisen Flug.

Der Strom, der seinen Bogen
Um uns're Rast gelenkt,
Lehrt wieder alle Wogen,
Wie Himmel nimmt und schenkt.

Und Mond reift aus im Wandern
Und glänzt zum Abendstern:
Eins ruht im Licht des andern,
Und wandert es auch fern.

Ruth Schaumann.

Tokio wirft seine Schatten voraus.

Täglich 40 km zur Olympiade nach Tokio.

Vor kurzem hat ein Grazer Schriftsetzer einen F u ß m a r s c h nach T o k i o begonnen. Jetzt kommt aus Bukarest die Nachricht, daß ein junges Ehepaar aus Prag demselben Ziel zustrebt und augenblicklich Rumänien durchwandert. 1710 Kilometer haben die beiden schon hinter sich gebracht, allen Pferdefuhrwerken, Eisenbahnen, Autos und Flugzeugen zugewinkt und gemütlich ihren Weg zu Fuß fortgesetzt . . . 1710 Kilometer sind schon für einen Mann eine ganz ansehnliche Strecke, wenn er täglich 40 Kilometer bewältigen will. Aber diese 1710 Kilometer schrumpfen zu einem Strich zusammen, legt man die Karte des ganzen Weges auf, der den beiden Marschmutigen noch bevorsteht: 22 400 Kilometer müssen sie insgesamt zurücklegen, ü b e r 3 J a h r e werden sie u n t e r w e g s gewesen sein, wenn sie in Tokio eintreffen werden. Das ist eine außerordentliche Leistung für eine Frau!

Das Ehepaar hat sich für sein Vorhaben gründlich vorbereitet. Herr Bertold Plecity, der aus Iglau stammt, und im Hauptberuf, wie es scheint, Fußgänger ist, hat bereits einige längere „Spaziergänge" quer durch Europa und Afrika hinter sich. Mit zwanzig Jahren schon begann er damit und stiefelte Marokko, Algier, Tunis, Sizilien, Sardinien und Korsika ab . . . Zwei Jahre später spazierte er auf Skiern die Kleinigkeit von dreitausend Kilometern zwischen Helsingfors und Hammerfest; Temperaturen von 50 Grad unter Null machten ihm fast gar nichts aus . . . Es fehlt dem jungen Mann, der erst 27 Jahre alt ist, also nicht an reicher Erfahrung und an Übung in Fußmärschen beliebiger Länge.

Auch Frau Plecity ist gut zu Fuß. Das erwies die H o c h z e i t s r e i s e, die beide unternahmen: es war ein Hochzeits m a r s c h nach der Türkei mit anschließenden F l i t t e r w o c h e n am Bosporus. Die junge Frau betrachtet die durchstreiften Landschaften mit Maleraugen, und da und dort schlägt sie ihre Staffelei auf, um das Erlebnis der Fremde in Farben festzuhalten. Frau Plecity ist Lettin und stammt aus Riga. Sie sieht aus wie der Bruder ihres Mannes, zumal sie auch in Hosen und Stiefeln geht. Übrigens hat Herr Plecity ebenfalls ein Steckenpferd: er sammelt leidenschaftlich Briefmarken.

Herr und Frau Plecity haben sich folgende Zeiteinteilung zurechtgelegt: Sie stehen „mit der Nacht im Nacken" (wie man in Rumänien sagt) auf und marschieren von 4 bis 9 Uhr morgens: in diesen fünf Stunden legen sie 20 Kilometer zurück. Von 9 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags ruhen sie aus — doch reicht die Pause auch zur Besichtigung der gerade erreichten Stadt und zu allerlei Besuchen —, und um 4 Uhr nachmittags brechen sie dann wieder auf und marschieren bis 9 Uhr abends fünf Stunden und zwanzig Kilometer. Auf diese Weise halten sie Haus mit ihrer Kraft und . . . ihren Stiefeln. Deren Sohlen haben so von Prag bis Hermannstadt gehalten, und erst hier mußten sie neue Sohlen auflegen lassen.

In jedem Ort kehren sie beim Bürgermeister ein und lassen sich in ihren „B o r d b ü c h e r n" bestätigen, daß sie, zu Fuß eingetroffen, den Ort auch durchwandert haben. Außerdem aber tragen sie eine Art Ehrenbuch bei sich, das nur in den Landeshauptstädten geöffnet wird, um die Bestätigung des betreffenden Olympischen Präsidenten aufzunehmen. Vor jedem dieser Präsidenten wiederholen die beiden den schon in Prag abgelegten Eid, daß sie sich zu Land nicht anders fortbewegen werden, als mit den eigenen Füßen.

Sie haben übrigens in Rumänien einen neuen Reisebegleiter gefunden, der sich ihnen mit Begeisterung angeschlossen hat: es handelt sich um eine gewisse Niva . . ., die im ganzen acht Monate alt ist und dennoch wunderbar läuft . . ., kurz und gut: um eine englische Dogge, die der Polizeikommissar Popa aus Kronstadt dem anhanglosen Ehepaar geschenkt hat. Und Niva ist freudig bereit, bis nach Tokio mitzumachen.

Loblied auf das Fahrrad.

Von **Martin Beheim-Schwarzbach.**

Dieses Loblied soll keine hymnischen Formen annehmen, denn das Fahrrad ist kein poetischer Gegenstand; aber wohl ist die Liebe zum Fahrrad, wie jede Liebe, poetischer Natur.

Zwischen Ostern und Pfingsten, je nach der Witterung, holen die Radler, die während des Winters Enthaltsamkeit, Fußgang und das Martyrium der Straßenbahn geübt haben, ihr Fahrrad wieder hervor. Es steht mit schlaffen Reifen und voller Staub im Schuppen oder auf dem Boden und harrt geduldig seiner Stunde; aber selten trägt es dem Besitzer die monatelange Mußezeit nach. Höchstens die Ventile sind unlustig geworden und müssen erneuert werden! den Staub pustet man ab, die Reifen auf; und das Auto des kleinen Mannes ist wieder intakt.

Es waltet offenbar eine besondere Vorsehung über diejenigen Räder, die man nicht pflegt. Sie sehen nach einigen Jahren aus wie aus dem Schlamm gezogen, mit Schmutzkrusten bedeckt, mit über und über verrosteten Metallteilen, von denen besonders die dünnen Speichen den Eindruck machen, als müßten sie wie Streichhölzer durchknicken. Dem ist aber nicht so. Das ungepflegte Fahrrad hat sicherlich seinen Schutzengel wie der Säufer, der auch steinalt werden kann. Es tut seinen Dienst, ohne mit der Wimper zu zucken. Ein nagelneues oder ständig geputztes, geöltes, lackiertes Rad bekommt, wenn der Radler mal mit ihm hinknallt, sofort eine weithin sichtbare Beule. Bei einem Grasteufel von Fahrrad kann davon keine Rede sein; es hat so viele Beulen, Schrammen, Roststellen und andere Narben, daß man eine neu hinzukommende gar nicht mehr sieht.

Alte, gewitzte Radler pflegen ihre Räder nicht mehr, weil ein ungepflegtes Rad steinalt wird, und weil es, je schlimmer es aussieht, um so besser vorm Diebstahl geschützt ist. Ein neues und gut gepflegtes Rad aber wird niemals alt, denn eines Tages pflegt es ja doch gestohlen zu werden.

Das Fahrrad ist, und dieses ist sein wichtigstes Charakteristikum, eine Angelegenheit der Jugend. Nicht, als ob nicht auch alte Leute noch radelten, aber sie haben alsdann etwas Jugendliches behalten. Hingegen hören alle Radler mit dem Augenblick, wo sie dem Fahrrad Valet sagen, auf, jung sein. Die Unlust zum Radfahren ist der erste Stichtag des Alters. Sobald der Radler zu den kleinen Freuden und Schikanen des Radfahrens nicht mehr Lust hat, endgültig lieber zu Fuß geht oder die Straßenbahn nimmt; auch, sobald er das Fahrrad gegen das Motorrad oder gar gegen das Auto vertauscht, ist der (meist unmerkliche) Wendepunkt in seinem Leben eingetroffen. Von hier an beginnen die Beine dünn und zittrig zu werden, der Bauch sich zu wölben, das Haar sich zu lichten.

Ganz besonders gilt dies für die Frauen und Mädchen. Welch eine erfreuliche Bekundung von Jugendlichkeit ist doch immer das Mädchen auf dem Rad, jedenfalls sofern es nicht jene abscheulichen Sittlichkeitsstrippen benutzt, die den Rocksaum mit dem Schuh verbinden und verhindern sollen, daß man — der Himmel behüte! — das Bein bis zum Knie sieht. Wovon doch noch keiner erblindet ist. Mädels mit hübschen Beinen hingegen, die ohne solche Vorrichtungen radeln, sind ein unbestreitbares ästhetisches Aktivum im Leben der Straße.

Ganz besonders also, sagten wir, gilt es für ein Mädchen, daß es aufhört, jung und mädchenhaft zu sein, sobald es sich für das Fahrrad zu fein, zu dick oder zu schlapp fühlt.

Die wenigsten Radler sind sich übrigens dessen bewußt, was für einer genialen Erfindung sie sich alltäglich bedienen. Der Name des Mannes, der das Fahrrad erfand, der zum erstenmal auf dieses erstaunliche Prinzip der fahrenden Balance verfiel, ist der Nachwelt unseres Wissens nicht überliefert; aber gewiß ist, daß er ein gewaltiges Denkmal verdiente. Dank seinem Werk haben schon Milliarden und Abermilliarden von Kilometern ihre Schrecken verloren.

Man stelle sich einmal vor, als was für ein Fabelwesen ein Radler angesehen worden wäre, der sich eines Tages auf dem römischen Forum der Cäsaren oder bei den Olympischen Spielen der alten Griechen oder auf einer der Heerstraßen Alexanders des Großen gezeigt hätte. Er hätte das gesamte Kriegswesen des Altertums revolutioniert, und dabei wäre dies, ohne daß eine besondere Erfindung benötigt worden wäre, auch mit den technischen Konstruktionsmitteln der Alten durchaus möglich gewesen.

Aber es hat eben nicht sein sollen; unermeßliche Zeitläufte großer, raffinierter Kulturen gingen vorüber, ehe ein kleiner namenloser Mann auf dieses Kolumbus-Ei verfiel, nach dem sich ungezählte Völkerscharen die Finger geleckt hätten.

Wir haben mit diesen Betrachtungen dem Fahrrad nur ein weniges von den Ehrenbezeugungen erwiesen, die ihm gebühren. Man könnte sicherlich manches Bändchen mit den Einzelheiten füllen, die das Herz eines erfahrenen Radlers, der allmählich mit seinem Fahrzeug sozusagen zusammengewachsen ist, bewegen.

Wir lassen aber lieber das Loblied auf das Fahrrad so offen, daß jeder Radfahrer jederzeit auf seine eigene Melodie mit einfallen und es sich ergänzen kann.